

CHRISTOPHER
ISHERWOOD



A
SINGLE
MAN ROMAN

HOFFMANN UND CAMPE



mit jedem der Wissenschaft bekannten Deodorant loszuwerden, aber vergeblich; und wenn sie schließlich aus lauter Verzweiflung den Putz und das Gebälk herausgerissen hätten, würden sie merken, dass es selbst die Stahlträger beträfe. Sie würden den Ort aufgeben, wie einst die Khmer ihr Angkor, doch der Gestank würde immer stärker werden, bis man ihn deutlich die ganze Küste entlang bis nach Malibu wahrnähme. Also müsste schließlich das ganze Gebäude abgerissen, von Arbeitern in Gasmasken pulverisiert und dann weit draußen im Meer verstreut werden ... Vielleicht aber wäre es noch praktischer, einen bestimmten Virus zu ermitteln, der sich auch durch das härteste Metall frisst. Das hätte gegenüber dem Spray den Vorteil, dass nur eine einzige Injektion an einer bestimmten Stelle nötig wäre, danach würde sich das Virus von allein durch die gesamte Stahlkonstruktion fressen. Wenn alle Mieter eingezogen wären und eine große Einweihungsparty feierten, würde das ganze Ding einfach einsacken und zu einem schlaffen, wirren Haufen zusammenfallen, wie Spaghetti.

Und dann dieser Zeitungsredakteur. Es wäre doch witzig, denkt George, ihn und seine für die Abweichler-Artikel verantwortlichen Mitarbeiter zu entführen – und vielleicht noch den Polizeipräsidenten, und den Chef der Sitte, und die Geistlichen, die von der Kanzel herab hetzen – und sie alle in ein geheimes unterirdisches Filmstudio zu bringen, wo sie es dann, nach ein wenig Überzeugungsarbeit – das bloße Vorzeigen von glühend heißen Schürhaken und Kneifzangen dürfte genügen –, in Paaren und Gruppen miteinander treiben müssten, in jeder denkbaren Stellung und mit dem Ausdruck höchster Sinnenfreude. Nachdem der Film entwickelt wäre, müssten die Kopien schleunigst an alle Kinos ausgeliefert werden. Georges Assistenten würden die Platzanweiser betäuben, so dass das Licht nicht angestellt werden könnte, die Ausgänge versperren, die Vorführer überwältigen, um anschließend den Film zu zeigen, mit der Ankündigung: DEMNÄCHST IN DIESEM KINO.

Und was den Senator angeht: Wäre es nicht amüsant, wenn –
Nein.

(An diesem Punkt sehen wir, wie die Augenbrauen sich heftiger als sonst zusammenziehen, die Lippen sind messerscharf zusammengepresst vor Bitterkeit.)

Nein. Amüsant trifft es *nicht*. Diese Leute sind nicht amüsant. Man sollte ihnen niemals amüsiert begegnen. Sie verstehen nur eine Sprache: brutale

Gewalt.

Deshalb müssen wir eine Kampagne systematischen Terrors lancieren. Um sie wirksam umzusetzen, brauchen wir eine Organisation von mindestens fünfhundert hochtrainierten linientreuen Killern und Folterern. Der Kopf der Organisation wird eine Liste mit klar definierten, einfachen Zielen aufstellen: Entfernung des Wohnkomplexes, Schließung der Zeitung, Rücktritt des Senators. Dann werden sie der Reihe nach abgearbeitet, ganz gleich, wie viel Zeit oder Opfer sie fordern. In jedem Fall wird der Hauptschuldige eine höfliche Mitteilung erhalten, unterschrieben mit *Onkel George*, in der ihm dargelegt wird, was er vor Ablauf der gesetzten Frist zu tun hat, falls ihm etwas an seinem Leben liegt. Des Weiteren wird ihm erklärt, dass Onkel George der Theorie folgt, dass auch Mitwisser schuldig sind.

Eine Minute nach Ablauf der Frist wird das Töten beginnen. Die Exekution des Hauptschuldigen wird jedoch um einige Wochen oder Monate aufgeschoben, um ihm die Möglichkeit zur Besinnung zu geben. In der Zwischenzeit erhält er tägliche Mahnungen. Seine Frau wird vielleicht entführt und erdrosselt, um dann einbalsamiert im Wohnzimmer seine Rückkehr aus dem Büro zu erwarten. Womöglich werden ihm die Köpfe seiner Kinder in Paketen zugestellt oder Tonbänder mit den Schreien seiner Verwandten, während sie zu Tode gefoltert werden. Die Häuser seiner Freunde könnten nachts in die Luft gesprengt werden. Jeder, der ihn je gekannt hat, wird in Lebensgefahr sein.

Wenn die hundertprozentige Durchschlagskraft der Organisation sich oft genug bestätigt hätte, würde die Bevölkerung langsam verstehen, dass Onkel Georges Wille sofort und ohne Widerrede erfüllt werden muss.

Aber will Onkel George denn wirklich, dass man ihm gehorcht? Wäre es nicht besser, wenn man sich ihm widersetzt, so dass er immer weiter töten und töten kann? Diese Leute sind doch schließlich nichts als Ungeziefer, je mehr von ihnen sterben, desto besser. Im Grunde sind sie alle verantwortlich für Jims Tod; ihre Worte, ihre Gedanken, ihre ganze Lebensanschauung wollte seinen Tod, auch wenn sie gar nicht wussten, dass es ihn gab. Wenn George auf dieser Ebene darüber nachdenkt, spielt Jim schon kaum mehr eine Rolle. Jim ist nicht mehr als ein Vorwand, drei Viertel der amerikanischen Bevölkerung zu hassen. Georges Kiefer mahlt, seine Zähne knirschen, während er seinen Hass wiederkaut.

Aber hasst George diese Leute denn wirklich? Sind sie nicht nur ein Vorwand für seinen Hass? Und was ist Georges Hass eigentlich? Ein bloßes Stimulans, mehr nicht, wenngleich ein sehr ungesundes. Wut, Ärger, Misshmut – aus ihnen speist sich die Lebenskraft des mittleren Alters. Wenn wir feststellen, dass George in diesem Augenblick wirklich verrückt ist, dann gilt das höchstwahrscheinlich auch für mindestens ein halbes Dutzend anderer Leute in den vielen Wagen um ihn herum, die jetzt alle langsamer fahren, weil der Verkehr hier dichter wird, die Brücke hinab, vorbei am Union Depot ...

Mein Gott! Wir sind ja schon im Zentrum! George taucht benommen aus seinen Gedanken auf und erkennt, dass sein Chauffeur einen neuen Rekord aufgestellt hat; noch nie hat er es geschafft, die beiden so weit zu fahren. Was die beunruhigende Frage aufwirft, ob der Chauffeur mehr und mehr zu einem Individuum wird. Ist er im Begriff, noch mehr Bereiche in Georges Leben zu besetzen?

Keine Zeit, sich jetzt Sorgen darüber zu machen. In zehn Minuten werden sie auf dem Campus sein. In zehn Minuten wird George George sein müssen; der George, dem sie diesen Namen gegeben haben, der George, den sie wiedererkennen. Und so passt er sich bewusst ihrem Denken, ihrer Stimmung an. Ruhig und routiniert trägt er die psychologische Schminke für die Rolle auf, die er jetzt zu spielen hat.

Kaum hat man den Freeway an der San Tomas Avenue verlassen, findet man sich im schäbigen, schläfrigen Los Angeles der dreißiger Jahre wieder, das sich noch immer von der Depression erholen muss und kein Geld für einen neuen Anstrich hat. Wie reizend es hier ist! Ein Auf und Ab von kleinen steilen Hügeln voller weißer Häuser mit rissigem Putz, die wackelig auf den Kämmen und Flanken sitzen inmitten eines heillosen Wirrwarrs aus Telefonmasten und Kabeln, das eher wunderbar als hässlich ist. Hier wohnen Mexikaner, also gibt es viele Blumen. Hier wohnen Schwarze, also ist die Stimmung gut. George würde hier nicht wohnen wollen – den ganzen Tag über dudeln die Radios und Fernseher. Aber es würde ihm nie im Leben einfallen, ihre Kinder anzuschreien, denn diese Leute hier sind nicht der Feind. Sie könnten sogar seine Verbündeten sein, wenn sie ihn akzeptieren würden. In den Onkel-George-Fantasien spielen sie jedenfalls keine Rolle.

Der Campus des San Tomas State College liegt weiter hinten auf der

anderen Seite des Freeways. Eine Brücke führt dorthin, zurück in die Gegenwart von Abriss, Aufbau, Abriss. Die kleinen Hügel sind hier entweder gänzlich abgetragen worden oder von Bulldozern enthauptet, und die Landschaft ist von unbefestigten Terrassen ganz zerklüftet. Trakt um Trakt werden einstöckige Studentenwohnheime eröffnet (ausnahmslos als *neue Wohnkonzepte* angepriesen), sobald sie mit dem Strom- und Kanalisationssystem verbunden sind. Zu behaupten eines sähe aus wie das andere, wäre infam, schließlich haben manche braune Dächer, andere grüne, und die Fliesen in den Badezimmern sind in verschiedenen Farben gehalten. Auch die Trakte haben ihren je eigenen Charakter – jeder trägt einen besonderen Namen, Namen, wie sie nur Immobilienmakler erfinden können: Himmelsgrund, Vista Grande, Palmenhöhe.

Das Sturmzentrum all dieses Schippens, Transportierens und Hämmerns ist der Campus. Eine saubere, moderne Fabrikanlage aus Ziegelsteinen und Glas und großen Fenstern, die schon zu drei Vierteln gebaut ist und derzeit mit hysterischer Eile fertiggestellt wird. (Der Lärm der Bauarbeiten ist so laut, dass die Professoren in einigen Hörsälen kaum zu verstehen sind.) Sobald die Fabrik voll einsatzbereit ist, wird sie zwanzigtausend Studenten im Jahr abfertigen können. Aber schon in weniger als zehn Jahren wird sie vierzig- oder fünfzigtausend bewältigen müssen. Dann wird also alles abgerissen und doppelt so groß wiederaufgebaut werden.

Wie dem auch sei, bis dahin ist der Campus längst durch seine Parkplätze von der Außenwelt abgeschnitten. Ein undurchdringliches Dickicht aus Autos, die angesichts ständiger Verkehrsstaus von ratlosen Studenten dauergeparkt werden. Schon jetzt sind die Parkplätze halb so groß wie der eigentliche Campus und derart voll, dass man etliche Runden drehen muss, um noch einen Platz zu ergattern. Heute hat George Glück. Er findet eine Lücke auf einem Parkplatz ganz in der Nähe seines Hörsaals. Er steckt seine Parkkarte in den Schlitz (womit er beweist, dass er tatsächlich George ist), die Schranke öffnet sich mit mechanisch-konvulsivischen Zuckungen, und er fährt hinein.

George versucht seit kurzem, die Autos seiner Studenten wiederzuerkennen. (Ständig beginnt er solche Selbstoptimierungs-Projekte; manchmal ist es Gedächtnistraining, manchmal eine neue Diät, manchmal nur der Schwur, eines der unlesbaren Beste-Bücher-Listen-Bücher zu lesen. Selten hält er lange durch.) Heute freut er sich, drei Autos zuzuordnen – den

Roller mal ausgenommen, mit dem der italienische Austauschstudent in einer an Wahnsinn grenzenden Mischung aus Beschränktheit und Wagemut den Freeway auf und ab fährt, als wäre er die Via Veneto. Da steht das ausgebeulte, nicht mehr weiße Ford-Coupé von Tom Kugelman mit der Aufschrift *Slow White* am Heck. Dort ist der schmutziggraue Pontiac des Chinesen aus Hawaii, mit einem dieser Spaßaufkleber an der Heckscheibe: *Der einzige Ismus, an den ich glaube, ist der abstrakte Expressionismus*. In seinem Fall ist der Witz gar kein Witz, denn er ist wirklich ein abstrakter Maler. (Oder sollte das irgendeine besonders scharfsinnige Spitzfindigkeit sein?) Wie auch immer, es ist doch absurd, dass jemand mit solch einem süßen Grinsekatzengrinsen, seidenglatte Haut und katzenhafter Reinlichkeit derart düstere, vollgeschlammte Leinwände produziert und einen so schäbigen Wagen besitzt. Er hat den schönen Namen Alexander Mong. Und da steht schließlich der fein gewachste, fleckenlose, scharlachrote MG, den Buddy Sorensen fährt, der wilde, wasseräugige Albino, Star der Basketballmannschaft, der einen Button mit dem Peace-Zeichen auf der Jacke trägt. Er ist ein paar Mal grinsend auf dem Freeway an George vorbeigeflitzt, als wäre seine absurde kleine Sitzbadewanne mit ihm durchgebrannt.

George ist also angekommen. Er ist nicht im Geringsten nervös. Als er aus dem Wagen steigt, spürt er eine Welle der Energie und kann es kaum erwarten, dass das Schauspiel beginnt. Ungeduldig und federnden Schritts geht er über den Kiesweg am Musikgebäude vorbei zum Seminarbüro. Jetzt ist er ganz Schauspieler – ein Schauspieler, der auf dem Weg aus der Maske durch die Hinterbühnenwelt aus Requisiten und Lampen und Bühnenarbeitern zu seinem Auftritt hastet. Routinier, der er ist, nimmt er sich auf der Schwelle zum Büro noch einen wohlbemessenen Moment Zeit, um dann klar und deutlich mit jenem subtil modulierten britischen Tonfall, den das Publikum von ihm verlangt, seine Eröffnungszeile zu deklamieren: »Guten Morgen!«

Die drei Sekretärinnen – jede von ihnen selbst eine charmante und versierte Schauspielerin mit eigenem Stil – erkennen ihn sofort, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, und antworten mit »Guten Morgen!« (Das Ganze hat etwas Religiöses, ähnlich einem dialogischen Gebet in der Kirche; es ist eine Bestätigung im Glauben an das grundlegende amerikanische Dogma, dass es nur ein *guter* Morgen sein kann. Gut ist er, trotz der Russen